

Der Sommer nach dem Krieg

Es gibt Momente im Leben, in denen etwas Gewalttätiges zu Ende gegangen ist und die Erwartung des Neuen noch nicht erloschen ist. Wer den Sommer 1945 nicht als Befreiung erlebt hat, sondern in Angst, wird diese Erfahrung für jene Wochen gewiss abstreiten. Doch es gab diese Momente. Es zeigte sich eine Energie und Tatkraft, eine nie vermutete Kreativität.

Ahrenshoop 1945, eine Sechsjährige am Kriegsende. Bis dahin sind meine Erinnerungen nur einzelne Momente, seltsame Ausschnitte aus der fließenden Welt, unerfindlich, warum das Gedächtnis gerade sie aufbewahrt: plötzlich aufflatternde silberne Baumblätter, Eierkuchen an einem Abend, Sand, der durch die Finger rieselt und die Langeweile am leeren Strand vertreibt. Unverbundene Sequenzen ohne Vorher und Nachher. Einkapselte Bilder von Augenblicken, die niemand sonst beachtet hatte und die einem niemand zerreden könnte.

Zwischen die eigenen Bilder mischen sich die gemeinsamen Erinnerungen an Ereignisse, die oft erzählt wurden, und verbinden sich mit dem Eigenen. Die Bombennacht 1943 in Berlin gehörte zu den großen Familienerzählungen, den Zäsuren, die Wohnung war abgebrannt, darum waren wir in Ahrenshoop. Waren hier gestrandet, wohnten im schönen Haus des Malers Partikel. Auch wir Kinder spürten, dass dieses Haus besonders schön war, wobei es in Ahrenshoop etliche bewunderte Häuser gab – von Kapitänen, Bauern, Malern. Dieses war heller als die anderen, wegen seiner gelblich-rosé-farbenen Ziegel, und weil es an den Dünen stand. Es war dem Wind – nicht ausgesetzt, sondern anvertraut. Mit einer klug geschützten Terrasse, die von der Sonne erwärmt werden konnte, umgeben von Strandgras, Sanddorn, Buschwindröschen, Silberpappeln, wo unsere Mutter gern saß. Der Maler hatte es selbst gebaut und hatte unserer Mutter Seka einen Schlüssel zu seinem Haus in Ahrenshoop gegeben, als sie noch gar nicht dachte, ihn je zu brauchen. Sie nahm den Schlüssel als großherzige Geste an, ohne jede Vorstellung einer Zukunft dort. Das war in Berlin, an einem Lebens-Kreuzweg: er auf dem Weg nach Königsweg, sie gerade mit ihrem Mann Ado aus Zagreb angekommen. Der Krieg hat sie alle gescheucht und umhergetrieben. Menschen berührten sich unerwartet und drifteten wieder auseinander.

Nach einem Bombenteppich über Berlin kam Seka tatsächlich hierher nach Ahrenshoop, am 1. Dezember 1943, mit uns zwei kleinen Kindern, eine junge Frau aus Bosnien, Mitte zwanzig, mit dem deutschen Schauspieler und Regisseur Ado von Achenbach verheiratet, der bis zum Kriegsbeginn im Königreich Jugoslawien Asyl gefunden hatte. Er wurde irgendwann aufgegriffen und in einem Außenlager von Buchenwald bei Leuna eingesperrt, seine jüdische Mutter nach Theresienstadt gebracht. Seka war eine fremde Pflanze auf dem Fischland. Im Sandland. Ado hatte ihr auf diesen Weg den Rat mitgegeben: Fürchte dich dort nicht vor den Menschen, sie sind wortkarg, aber nicht böse. Nur ein wenig stur.

Das Kriegsende geschah in meiner Erinnerung plötzlich, von den Flüchtlingskindern aus Nachbarshäusern verkündet, die oft Dinge früher als ich wussten. Sie trugen an diesem Tag im warmen Mai ihre Wintermäntel, um wenigstens diese vor den Russen zu retten. Seltsam, in meiner Erinnerung saß ich dümmlich neben ihnen in den Dünen, in einem Höschen wie es der Temperatur entsprach, sie saßen wie steife Puppen im Sand. Ich bewunderte ihr Wissen und wartete – so hat es sich in mir niedergeschlagen – unaufgeregt auf das Kommende. Unzuverlässige Erinnerung: Das Wichtigste jener Tage ist aus dem Gedächtnis wie mit einem Papiermesser herausgeschnitten. Ich muss ganz andere Dinge gewusst haben. Das kam viel später in einem Gespräch mit meiner Mutter ans Licht. Zwei oder drei Wochen vorher war unser Vater aus dem Lager bei Leuna entkommen und auf abenteuerlichen Wegen nach Ahrenshoop gelangt. Nachts hat er hinter den Fenstern den Familienpfeif, den kurzen, lockenden Vogelruf, tönen lassen. Dass ich gar keine Erinnerung an diese Tage in mir aufspüren konnte, hat meine Mutter völlig verblüfft: «Ihr seid doch kaum von seinem Bett gewichen. Ich musste euch hinaustreiben.» Er lag im Haus mit Furunkeln, Herzschwäche und geschwollenen Beinen. Wenn wir sein Zimmer verließen, taten wir so, als gäbe es ihn nicht, denn uns war eingepägt worden, draußen durch nichts seine Anwesenheit zu verraten.

Aber es gab doch Mitwisser. Das Geheimnis hatte der Bürgermeister gewittert. Er klopfte am zweiten Abend an die Tür und fragte Seka: «Sie haben Besuch bekommen?» Auf den Stufen vor

der Haustür stehend schauten sie einander schweigend an, Seka hob den Arm in die Luft und fragte zurück: «Hören Sie das?» Sie horchten auf den fernen Gefechtslärm. Er: «Ich wollte es ja nur gesagt haben.» Beide wussten, dass er sich in diesem Augenblick einen Persilschein abholte.

Eines Nachts brannte Görings Haus ab, eine kleine Festung im Darß. Die SS-Mannschaft verließ es auf LKWs. Durch das Dorf donnerten die Autos, roter Feuerschein über dem Wald, auf der Ostsee kreuzten Militärboote mit gelben Scheinwerfern, auf den Dünen standen als schwarze Silhouetten Dorfbewohner und starrten stumm in die Richtung des Feuers, das sich auf dem Meer spiegelte. Meine Mutter ging mit mir hinauf auf die Dünen, auch sie stand stumm, ihre Hand fest um meine, und ich fühlte ein Pulsieren, das von ihr kam und in mich einfloss.

An dem Abend, als die seit dem Morgen erwarteten Russen mit einem Panzer und Pferden ins Dorf einzogen und an dem unsere Mutter ihnen von den Stufen des Hauses hinunter einen Eimer Wasser reichte und ich sie so froh lächeln sah, begann vorsichtig das Neue. Unser Vater zeigte sich noch nicht. Wahrscheinlich war es anfangs nicht einfach, sich angesichts des Misstrauens, der Lügen und Notlügen dem sowjetischen Kommandanten als Freund und Verbündeter zu erkennen zu geben. Das sind heutige Vermutungen, dieser Beginn gehört zu den versäumten Themen, nach denen wir nicht gefragt haben und die in Gesprächen nie auftauchten.

Mit dem Hinausgehen unseres Vaters ans Tageslicht aber fiel für mich das Kriegsende zusammen. Als er draußen sichtbar wurde und mit den hellblauen Augen hinter der Brille zwinkerte, als er mit uns über die Dünen an den Strand ging und die Füße ins Meer hielt, war der Krieg endgültig an sein Ende gekommen. Von da an verdichten sich meine Erinnerungen zu Bilder-Sturzbächen. Er ging mit uns in den Darß, weite Wege, mit ihm konnten wir es. Die Bäume so hoch, der Farn so dicht, ein Vogel mit schwerem Flügelschlag war ein Seeadler, er erkannte ihn, und er fing eine Schlange, eine Ringelnatter. Wir nahmen sie in seinem großen Taschentuch mit nach Hause, unsere Mutter war nicht erstaunt, sondern erfreut und baute mit ihm zwischen den Doppelfenstern ein Terrarium. Wir sahen auch sie neu. Die beiden als kühne Vertraute.

Und dann zogen wir plötzlich um in das sogenannte McDornsche Haus, das Engländern gehört hatte, die nicht mehr da waren und nicht mehr zurückkamen, fast am Ende des Schifferbergs, ohne Bäume ringsum, als stünde es allein auf einem Hügel mit Sicht in alle Richtungen, vor allem hin zum Meer und hinten zu Paetows Kuhweide, die vom Ahrenshooper Wäldchen begrenzt war, an dessen Rand die sich vermehrenden Wildschweine mit gestreiften Frischlingen entlangtrippelten.

In diesem Haus, das wir noch bis zum Herbst 1946 glücklich bewohnten, tauchten Ados alte Bekannte aus der Zeit vor der Nazi Herrschaft auf. Die Freunde hieß es, auch wenn manche einst nur flüchtig mit Ado bekannt gewesen waren. Jetzt waren sie die Überlebenden und tief miteinander verbunden. Wer kam als erstes? Blieben sie lange? War es nur ein Tag auf der Durchreise, ein Abend auf der vorderen Veranda, von der aus der rote Sonnenuntergang im Meer gemeinsam beobachtet wurde? Von all dem ist das Sommerbild geblieben.

Als einziges Kind war die Tochter von Hilde und Alexander Abusch dabei, die tollpatschige Marilou, im Exilland Mexiko geboren. Dass sie etwas fremder aussah, hatte sie nicht aus Mexiko, sondern von der Mutter, glatte braune Haut, dichtes dunkles Haar, in das locker bunte Bänder eingeflochten waren. Sie spielte in unserem Schlepptau begeistert alles mit, obwohl sie es nicht richtig verstand, sie war «nicht normal», wie wir ohne weitere Wertung sagten. An der kleinen Gartentür stand häufig Becher, aus dem sowjetischen Exil zurück, sein Kopf groß, seine Brille groß. Er lächelte froh, wenn Seka ihn mit Freude begrüßte, als wäre er insgeheim erleichtert, als hätte er Kälte gefürchtet. Mit uns machte er immer dieselben Späße, erschreckte die kleineren Jungen mit seinem Gebiss, wir Kinder empfanden seine Dünnhäutigkeit. Ado und er sprachen gern miteinander, das war erkennbar.

Es kam Friedrich Wolf aus einem Nachbarhaus zu uns herüber, ruhig, gerade aufgerichtet, aufmerksam für seine Umgebung. Sein Sohn Konrad Wolf drehte 20 Jahre später den wunderbaren Film *Ich war 19*, der erzählt, wie er als Deutscher 1945 mit der Roten Armee nach Deutschland kam. Und natürlich waren die ansässigen Freunde um uns, vor allem Sekas treue Freundin, die

Tänzerin Erika Triebisch mit unserer täglichen Spielgefährtin Malwine, und der hell und elegant gekleidete Dr. Thron aus Ribnitz, der energische, vergnügte Pastor Kleinschmidt aus Schwerin.

Da war sie – die Freude. Sie wohnte mit im Haus in diesem ersten Sommer, vielleicht auch noch im zweiten Sommer, sie pulste rund ums Haus bis zum Nachbarhaus, auf der ausgetretenen Spur zu den Dünen, auf dem Dünen-Übergang mit drei oder vier bleichen Holzpfehlern und einem rostigen Draht und auf dem Strand, wo sich die Frauen manchmal in Kühlen sonnten. Die Freude mischte sich in die Begrüßungen, die Umarmungen, in die Gespräche der Freunde mit unseren Eltern und in die Blicke, die sie auf uns Kinder warfen und auf unsere unbefangene Mutter. Sie, Seka, die junge Bosnierin, schien das Fluidum der Freude in der Balance zu halten, so dass es nicht einbrach, sich nicht verflüchtigte. Es war, als ob sie in den Augen der Gäste, der Männer und Frauen, etwas Heiles verkörperte und eine Art Versprechen auf die Zukunft bedeutete. An allem schien aber auch das Meer seinen Anteil zu haben: die immer erneuerte Belebung durch Wasser und Wellen. Das Meer weitete die Gefühle, es erinnerte an etwas Ewiges.

Die russischen Soldaten hatten nicht weit von uns ein großes Haus in Besitz genommen, von einer Mauer umgeben, in den Toren Wachen, in den Fenstern die Silhouetten der Soldaten, eine Festung. Offiziere kamen einige Male zu uns zu Besuch, zu zweit oder dritt. Es waren Nachmittagsbesuche, Seka und Ado waren genauso ernst wie die Offiziere, sie saßen im großen Zimmer zusammen, das war sonst nur bei sehr schlechtem Wetter üblich. Wir Kinder versuchten, sie durchs Fenster zu beobachten, wurden aber verscheucht. Anschließend fragten die Freunde Seka und Ado aus, sie alle hatten ein drängendes Interesse, etwas über die Schicksale zu erfahren: Aus welcher Gegend des riesigen Landes kamen sie? Welche Berufe hatten sie vor dem Krieg? Was hatte sie geprägt, außer dem Krieg? Welche Gedanken machten sie sich über Deutschland? Über das Grauen, das ihr Land im Krieg erlebt hatte, wollten die Besucher hier kaum etwas sagen. Es war kein Ort für eine Anklage, und um gemeinsam zu weinen, kannte man sich nicht gut genug. Selbst die Freunde von

Ado, die aus dem sowjetischen Exil zurückkamen, sprachen selten über ihre dortigen Jahre. Sie schauten nach innen, wenn sie gefragt wurden. Die Sowjetunion, der unser Mitgefühl und unsere Liebe galt, blieb etwas Fernes. Es fehlte an Kategorien, um sie zu erfassen, das spürte schon ein Kind.

In diesen Erinnerungen schwebt eine Erwartung mit, eine nicht benannte, konturlose Glückserwartung, die die Erwachsenen zu umgeben schien. Eine unerfüllte. Unsere Eltern und die Freunde ließen sich in den Städten nieder und verwandelten diese Gefühle in Enthusiasmus. Ado ging nach Rostock, um dort mit Rudolf Wagner-Regeny und Gret Palucca eine Theaterschule aufzubauen, wir folgten. Auch wenn es kaum Räume, Kohlen für Heizung, Strom, Nahrung gab, war das Ringen um das neue Theater so erregend, dass sich seine Begeisterung für das gemeinsame Werk über die drei Rostocker Jahre hielt. War es der erste große Dämpfer für ihn, als dieses Projekt zugunsten des Theaterinstituts in Weimar-Belvedere aufgegeben wurde? Becher kam aus Berlin angereist, um ihn zu überreden, nach Weimar zu wechseln. Dort sprang der Funke zwar noch einmal über, doch allmählich kreisten die Gespräche um neue Gegner, die sich in Partei und Staat festsetzten, um dort Mittelmaß, Borniertheit, Dünkel, Spießertum und Verlogenheit einzupflanzen.

Die Enttäuschung ist zum vorherrschenden Topos geworden. Seltsam ist, wie ihm die hellen Momente geopfert werden, als seien sie ohne Bedeutung. Ich musste die Nacht, als Görings Haus abbrannte und die Dorfbewohner auf den Dünen das Schauspiel stumm beobachteten, schon im Gespräch mit einer Ahrenshooperin verteidigen, Jahre danach. So einen Moment hätte es nicht gegeben, ich würde mir etwas einbilden, ich sei schließlich ein Kind gewesen, sie aber eine Erwachsene. Tatsächlich fing ich an zu zweifeln, obwohl ich jenen Moment immer wieder in mir spürte: Hatte ich ihn mir etwa ausgedacht? Später fand ich diese dramatische Nacht in den Erinnerungen anderer beschrieben und war erlöst. In Abrede gestellte Erinnerungen haben etwas Bedrohliches für die Identität. Hatte die Frau jene Nacht verdrängt, weil sie nicht wieder erzählt wurde, nicht zum Gesprächsthema des Dorfs geworden war, zum allgemeinen geistigen Besitz? So wurde auch unser erster Lehrer aus der Dorf-Erinnerung gelöscht.

Im September wurde ich eingeschult, der bisherige Lehrer, NSD-AP-Ortsgruppenleiter, war von den Russen abgesetzt worden, für ein Jahr war er in Rostock inhaftiert, unser Lehrer in den vier gemeinsamen Klassen wurde ein junger Musiker, der aus einem Lager befreit worden war. Er bekam seine Mahlzeiten jeden Tag bei einer anderen Familie, so machte er ein Jahr lang eine Wanderung durchs Dorf. Wir Kinder liebten ihn. Einer seiner Schüler, unser Nachbar und Spielkamerad Philipp Kellner, erinnert plötzlich den Namen, Heinz Kossow, später Prof. für Violine an der Musikhochschule Münster. Aber in der Dorfchronik wird er bisher übersprungen. Während an seinen Vorgänger viele anhängliche Erinnerungen versammelt sind.

Erinnerungen, die nicht in die Normen passen, brauchen Verteidigung. Die Spuren können sich kaum halten, sinken ab, sind in Gefahr, unsichtbar zu werden. Als hätte es das alles nicht gegeben. Als könnte es so etwas gar nicht geben. Auch mit den Erinnerungen an die Runden Tische in Berlin und hunderten DDR-Orten um 1990 geht es so. – Und doch gibt es ein Wissen über das Wesen von Zeitenwenden, das sich hält und unaufhörlich genährt wird von der Erfahrung in solchen Monaten, in denen die Möglichkeit des Neuen freigesetzt ist.